Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum).
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 507. **Donnerstag** den 5. October 1899. **93. Jahrgang.**

Chinesische Dienstboten in Deutschland?

÷ Die „Köln. Ztg." verspricht sich die Lösung der Dienstbotenfrage in Deutschland durch die Einführung chinesischer Dienstboten. Das Blatt meint, die Gefahr der „gelben" Einwanderung bestehe nur bei der Zulassung erwachsener Chinesen, die ihre Eigenart „unverfälscht" mitbringen, nicht aber bei jugendlichen Dienstboten, die, „wenn im Kindesalter von China entfernt, in einer gesitteten Umgebung durch wohlwollende Strenge zu sehr brauchbaren und anständigen Menschen erzogen werden" könnten.

Nach allem, was bisher über die Natur des Chinesen bekannt geworden ist, muß die Richtigkeit der von der „Köln. Ztg." vertretenen Anschauung bezweifelt werden. Die Chinesenfrage baut sich bekanntlich auf einem Gegensatz der Menschenrassen auf. Welches ist nun das Charakteristikum der chinesischen Rasse? Will man diese Frage zutreffend beantworten, so darf man nicht nur an die außerordentliche Fähigkeit der Chinesen, in jedem Klima zu leben, ihre Kräfte jeder Art von Technik anzubequemen und jedem Zweige gewerblicher und landwirthschaftlicher Thätigkeit nachzugehen, denken, sondern man muß sich vor Allem gegenwärtig halten, daß die Chinesen, national und social betrachtet, immer Chinesen bleiben. Sartorius von Waltershausen sagt in dieser Beziehung von den Chinesen im ersten Supplementbande des „Handwörterbuchs der Staatswissenschaften" das Nachstehende: „Sie verlieren nie ihre Beziehungen zum Heimathlande, ... halten fest an ihrer Sprache, ihrer Religion, ihren Sitten, ihrer Consumptionsart. Wo sie immer in größerer Anzahl zusammenleben, gründen sie Gesellschaften, welche auch je nach den Verhältnissen des Aufenthaltsortes politische Functionen übernehmen. So sehen wir bei den chinesischen Auswanderern zwei an sich disparate Dinge, Anpassungsfähigkeit und Abwendung, miteinander vereinigt. Darin liegt ihre Stärke und ihre Gefahr für Andere, daß sie einerseits in dem Einwanderungslande jede wirthschaftliche Abgeschlossenheit vermeiden, also an allen Vortheilen, die eine Volkswirthschaft bietet, theilnehmen, andererseits sich nicht individualistisch zerstreuen, sich nicht auffangen lassen, sondern, geleitet durch den Rasseninstinct, niemals ihrer Eigenart und Zusammengehörigkeit entfallen." — Wenn auf irgend Jemand, so dürfte auf die Angehörigen des chinesischen Volkes, selbst wenn sie in jugendlichem Alter nach Europa u. s. w. verpflanzt werden, das Wort zutreffen: coelum non animum mutant, qui trans mare currunt. Darauf läßt die Stärke ihres Rasseninstincts mit Sicherheit schließen. Und selbst wenn man zugiebt, daß die Schattenseiten des chinesischen Volkscharakters — Falschheit, Neigung zu Verbrechen, Lasterhaftigkeit, Schmutz, Geiz, Widersetzlichkeit — bei jugendlichen Chinesen im Auslande zunächst nicht hervortreten würden, so giebt nichts die Gewähr dafür, daß jene Schattenseiten bei zunehmendem Alter nicht wieder hervorbrechen.

Was soll ferner mit den chinesischen Dienstboten geschehen, sobald sie erwachsen sind? Sollen sie dann wieder nach China zurückbefördert werden, oder soll man sie in Deutschland sich verheirathen lassen? Zu dem ersteren Schritte fehlte dann das Recht, und wollte man sie in Deutschland die Ehe eingehen lassen, so entstünde die weitere Frage, ob sie nur mit Chinesen oder mit Deutschen sich verheirathen dürften. Gestattete man nur die Verheirathung mit Chinesen, so würde man bei der Stärke des chinesischen Rasseninstincts im Laufe der Zeit aus den Chinesen ebenso einen nationalen Pfuhl im Fleische des deutschen Volkskörpers heranbilden, wie ihn zur Zeit die slawischen Polen darstellen. Erlaubte man aber die Verehelichung von Chinesen mit Deutschen, so würde eine Mischlingsrasse entstehen, die, so viel man weiß, keineswegs von Vortheil für unser nationales Dasein wäre. Selbst wenn jedoch alle die schädigenden Wirkungen der Einführung chinesischer Dienstboten auf dem nationalen und sittlichen Gebiete nicht zu befürchten wären, müßte jener Einführung aus Gründen einer verständigen Socialpolitik widersprochen werden. Denn die chinesischen Dienstboten würden ohne Zweifel den Lohn herabdrücken und dadurch sehr erheblich zu einer Verschärfung der socialen Gegensätze beitragen. Daß von einer solchen Verschärfung allein die Socialdemokratie den Vortheil hätte, braucht nicht erst betont zu werden. Schon jetzt wird die Socialdemokratie nicht verfehlen, den Vorschlag der „Köln. Ztg." agitatorisch zu verwerthen; denn gerade in jüngster Zeit haben die Anstrengungen der Socialdemokratie, ihren Einfluß auf die Dienstboten auszudehnen, lebhafter als bisher eingesetzt. Auf socialdemokratischer Seite wird der Vorschlag der „Köln. Ztg." auch noch in der Richtung ausgebeutet werden, daß gesagt wird: die chinesischen Dienstboten sollten nur die Verkäufer der chinesischen gewerblichen und landwirthschaftlichen Arbeiter sein.

Es erscheint uns als vollkommen ausgeschlossen, daß dem Vorschlage der „Köln. Ztg." auch nur die geringste praktische Folge gegeben werde. Eben deshalb bedauern wir ihn erst recht, weil er der socialdemokratischen Agitation reichlich Wasser auf die Mühle führt. Solange nicht durch Gesetz die Einführung chinesischer Arbeitskräfte in Deutschland verboten wird, werden Vorschläge, wie der in der „Köln. Ztg.", immer wieder auftauchen und immer wieder der socialdemokratischen Agitation zu statten kommen. Darum sollte ein solches Gesetz bald erlassen und in Verbindung mit ihm die Einwanderung von Chinesen in den deutschen Colonien dahin geregelt werden, daß die Ueberfluthung der Colonien mit chinesischen Geschäftsleuten verhindert würde. Auch Sartorius von Waltershausen tritt dafür ein, die Chinesen als selbstständige Gewerbetreibende und Grundbesitzer in den Colonien im Hinblick auf deren gedeihliche zukünftige Entwickelung zu verbieten. Der chinesischen Arbeiter wird man in den Colonien natürlich nicht entrathen können.

Klein-Deutschland in Brasilien.
(Rio Grande do Sul.)

Nachdruck auch mit Quellenangabe verboten.

W. K. Porto Alegre, Ende August.

Die innerpolitische Lage in unserm Staate ist zur Zeit eine so ruhige und gesicherte, wie nie zuvor seit Erklärung der Republik. Eine Reihe von Umständen, wie die Erschöpfung der Gegner des herrschenden Regimes nach jahrelanger, blutiger Revolution, die augenblicklich durch die hohen Zölle und negatorische Bundessteuern gedrückte Lage des Handels, der rapide Preisrückgang der landwirthschaftlichen Producte und die damit zusammenhängende, immer mehr um sich greifende Geldnoth, und nicht zum Mindesten das staatsmännische Geschick des allerdings dictatorisch veranlagten Expräsidenten und Führers der am Ruder befindlichen Partei, Dr. Julio de Castilhos, haben dazu beigetragen, Rio Grande do Sul in die Bahn ruhiger Entwickelung zu leiten.

Die Spannung, welche vor dem Regierungsantritt des derzeitigen Bundespräsidenten Dr. Campos Salles zwischen der Bundesregierung einerseits und unserer Staatsregierung andererseits in einer dem ganzen Bunde wie der Ruhe in unserem Staate wenig förderlichen Weise herrschte, hat sich gelöst und seit etwa einem halben Jahre einem versöhnlichen, ja sogar wohlwollenden Verhalten der beiden Gewalten untereinander Platz gemacht. Dabei hat die Riograndenser Regierungspartei, und damit wohl auch Rio Grande do Sul selbst, gut „abgeschnitten". Besonders die letzte Errungenschaft der Staatsleitung, hinter welcher immer als Mentor und beseelender Führer Dr. Castilhos gedacht werden muß, nämlich die Ueberweisung der Bewachung der Zollgrenze gegen Uruguay und Argentinien behufs Unterdrückung des daselbst schwunghaft betriebenen Schmuggels an den Staat ist von großer innenpolitischer Tragweite. Erstens erhält die Regierung dadurch Gelegenheit, eine Anzahl Anhänger für ihre Dienste zu belohnen, indem sie in verhältnißmäßig gut bezahlte Stellungen fast ohne eigene pecuniäre Opfer unterbringen kann; denn der Bund hat für den Zollgrenzdienst jährlich 450 Contos de Reis an die Staatskasse abzuführen, während der Staat seinerseits nur 50 Contos zuzuschießen braucht. Zweitens hat der Staat den Befehl über die ca. 250 Mann starke Zollwache, die zwar für die ausgedehnte Grenze nicht hinreichen dürfte, aber doch — und das ist wohl die Hauptsache — genügen wird, die Bewegungen und Umtriebe der noch unversöhnten, gerade in den Grenzdistricten oder auf uruguayschem Gebiete sich aufhaltenden revolutionären Elemente der ehemaligen föderalistischen Partei zu überwachen. Aussicht auf Amnestirung, gelegentliche Nachsicht oder Drohung werden manchen Widerhaarigen der Regierungspartei in die Arme treiben; denn auch hier ist Politik für Viele eine Geschäftssache.

Verfolgt man die sogenannte „auswärtige" Politik Castilhos' genauer, so kann man in der letzten Errungenschaft einen weiteren Schritt zur Erreichung eines bestimmten Zieles erkennen, welches diesem unstreitig begabten Staatsmanne vorzuschweben scheint, nämlich die Gewinnung eines präponderirenden Einflusses auf die gesammte Bundespolitik, zum Mindesten aber auf die der Südstaaten. In der richtigen Erkenntniß, daß bei einem solchen Streben nur ein in sich gefestigtes Staatswesen Erfolge erzielen könne, lenkte der geniale und zugleich ehrgeizige Parteiführer sein Hauptaugenmerk auf die Consolidation der inneren Verhältnisse Rio Grandes. Die ganze castilhistische Verfassung, die dem jedesmaligen Staatsleiter gesetzgeberische, ja dictatorische Befugnisse zuweist, ist gewissermaßen auf jenen hochfliegenden Plan zugeschnitten. Die Schaffung einer ihm blindlings ergebenen Polizeimacht von ca. 2000 Mann, zu der noch einige provisorische Corps kommen, die jeder Zeit den Umständen nach vermehrt werden können, war sein erstes Werk, damit konnte er seine politischen Gegner in Schach halten und zugleich in jeder Beziehung die „Autonomie" des Staates gewährleisten, wodurch allerdings die brigada militar als solche eine zweischneidige Waffe bezüglich der Bundeseinheit darstellt. Sodann ordnete er, ohne dem Volke allzuschwer sich fühlbar machende Lasten aufzuerlegen, die staatlichen Finanzen trotz der durch die Revolution verursachten großen Ausgaben derart, daß in absehbarer sehr kurzer Zeit sämmtliche Schulden des Staates getilgt sein werden. Ferner läßt er nichts unversucht, um das Verkehrswesen durch Brückenbau, Telegraphenlinien, Straßen und Concessionirung von Eisenbahnen möglichst schnell zu entwickeln. Letzteres stößt allerdings insofern auf bedeutende Schwierigkeiten, als in Folge der Bundesfinanzpolitik das creditgebende Ausland mißtrauisch geworden ist, und weil die Staatsregierung, was ihr nicht zu verübeln ist, bei derartigen Concessionen resp. Contracten möglichst viele Vortheile für sich erzielen möchte, ohne später vielleicht lästig werdende Garantien zu übernehmen. Auch die allgemeine Volksbildung sucht er, so weit es die Staatsmittel gestatten, zu heben. In jüngster Zeit geht das Parteiorgan mit Eifer daran, die Partei allmählich von allerlei Elementen zu säubern, die in revolutionären Zeiten zwar ganz gut zu gebrauchen, aber nichts weniger als Zierden der Parteien waren, welche sogar vielfach daran Schuld trugen, daß anfänglich dem gegenwärtigen Regime, zumal auf den Colonien, wenig Sympathien entgegengebracht wurden. Er handhabt die Parteidisciplin streng; jeder Ungehorsam, jeder unsichere Cantonist wird über kurz oder lang, bei passender Gelegenheit, an die Luft gesetzt. Wenn dadurch hin und wieder böses Blut gemacht wird, so gewinnt doch die Consolidation der Verhältnisse, und die Anzeichen mehren sich, daß die Stimmung im Lande und besonders auf den Colonien dem castilhistischen System viel geneigter wird. Zieht man das Facit zu unseren Betrachtungen, so kommt man zu dem Schluß, daß die politische Lage in unserem Staate eine hoffnungsvolle, glückverheißende ist, trotz mancher mürrisch und grollend bei Seite stehender oder bei Seite geschobener Persönlichkeiten. Für die Colonisation großen Stiles sind damit die Grundlagen für eine ruhige, stete Entwickelung gegeben. Wir zweifeln daher nicht, daß die maßgebenden Kreise drüben, im deutschen Reiche, wenn die Auswanderung von dort in vielleicht nicht allzu ferner Zeit wieder größere Dimensionen annehmen wird, die Aufmerksamkeit ihrer in die Fremde wandernden Mitbürger gerade auf Rio Grande do Sul und die Südstaaten Brasiliens überhaupt lenken werden, welche die solideste Basis für ein gutes Fortkommen bieten.

Deutsches Reich.

△ **Berlin**, 4. October. Mit der Behandlung nichtkatholischer Kranken in katholischen Krankenhäusern beschäftigt sich die Centrumspresse in recht lehrreicher Weise. Der Ausgangspunct ist eine lateinische Notiz der in Rom erscheinenden „Analecta ecclesiastica", die wörtlich übersetzt dahin ging: „Einem sterbenden Häretiker, der nach einem eigenen Geistlichen verlangt, darf nicht willfahrt werden; vielmehr haben katholische Personen, die ihn pflegen, sich passiv zu verhalten." Dieses Decret habe die römische Congregation der Inquisition, die aus 12 Cardinälen und mehreren Beisitzern besteht und vor etwa 450 Jahren zur Untersuchung von Ketzereien und Irrlehren eingerichtet worden ist, für deutsche Verhältnisse am 14. December 1898 beschlossen. Da die Quelle ein unangefochten vatikanisches Publicationsorgan war, so erregte diese Mittheilung überall im Reiche großes Aufsehen; theils weil darin mittelbar zugestanden war, daß die katholische Krankenpflege Propaganda zu machen hat, theils wegen der empörenden Hartherzigkeit und Culturwidrigkeit, die von autoritativen Vertretern eines Bekenntnisses der „Religion der Nächstenliebe" wieder einmal ausgebrütet worden. Die clericale Presse hatte zwei Wege vor sich. Sie konnte den Beschluß der römischen Inquisition mit der beliebten Formel ansechten, daß auch 12 Cardinäle dem Irrthum erliegen können, wie die vom Taxil-Schwindel noch unvernarbten Wunden beweisen — oder sie mußte es mit einer Beschönigung auf den krummen Pfaden scholastischer Logik versuchen. Muthig wurde der letztere Weg beschritten. Erstlich sei das Decret eine ganz alte Sache; die Inquisition habe auf die Anfrage, wie in katholischen Krankenhäusern „Häretiker" zu behandeln seien, lediglich auf ihre Beschlüsse vom Jahre 1848 und 1872 verwiesen — als ob das in der Sache nicht auf dasselbe hinauslämen, wie wenn die Inquisition jetzt jenen Beschluß neu gefaßt hätte. Dann wird ebenso scharfsinnig bestritten, daß die Krankenschwestern religiöse Propaganda zu machen angewiesen seien. Es habe nur in der Anfrage der Ordensschwestern gestanden, wie sie sich zu verhalten hätten, wenn der betreffende Ketzer „ungeachtet ihrer Bemühungen, daß er bekehrt im Schooße der wahren Religion sterbe, die Assistenz eines häretischen Geistlichen verlange"; die Inquisition habe in ihrer Verfügung davon kein Wort gesagt, aber auf die Anfrage in vollem Umfange auf die alten Decrete verwiesen, und für die Anfrage war die Klage, wenn Ketzer trotz aller Bemühungen bei ihrem „Irrthum" blieben, eine wesentliche Voraussetzung. Das Schönste aber kommt zum Schluß. Die Inquisition hat der Schwester nur verboten, auf Verlangen des Kranken einen häretischen Geistlichen zu rufen, damit derselbe die Tröstungen der Religion spende, wohl aber darf „der betreffende akatholische Geistliche benachrichtigt werden, daß ein Kranker seine Gegenwart wünscht". Und warum? Man bewundere die feine Unterscheidung! Unter „Tröstungen der Religion" versteht man nach dem theologischen Sprachgebrauch die Sakramente der Kirche, also rituelle Acte; ein Katholik aber darf nach der Entscheidung keine akatholischen Geistlichen zu dem speciellen Zwecke und mit der ausdrücklichen Aufforderung rufen, rituelle Handlungen vorzunehmen, — weil dies eine directe und formelle Mitwirkung zu dem religiösen Act einer anderen Confession wäre! Und nun bedenke man, daß es sich in diesen Fällen um Nothhilfe handelt, wenn auch einem „Ketzer", so doch einem Menschen gegenüber, der seine Rechnung mit dem Himmel abzumachen hat. Nur ein Ausnahmefall ist gestattet: man kann sich eines Nichtkatholiken bedienen; „dieser Nichtkatholik kann selbstverständlich den Geistlichen seiner Confession zur Vornahme liturgischer Handlungen bei den Kranken einladen!" Hat dieser Zufall aber nicht statt, dann sind die frommen Schwestern moralisch nur verpflichtet, wenn der Sterbende evangelisch ist, den evangelischen Geistlichen zu benachrichtigen, daß „seine Gegenwart gewünscht wird." Und beeilt er sich nicht und stirbt der Kranke ohne seinen Trost, oder kommt er und kann nicht mehr nach Hause zurück, um sich für die erforderlichen rituellen Handlungen zum Troste des Sterbenden zu rüsten — dann ist das des „haereticel moribundi" eigenes Mißgeschick. Also wunderschön logisch und kanonisch und duldsam auseinandergesetzt von dem Kirchenvater der „Köln. Volkszeitung" am 3. October im Jahre des Heils — 1899.

f. **Berlin**, 4. October. (Die „Proceßgamenten".) Die Winkelconsulenten, die bekanntlich neuerdings den Stempel der Legitimität aufgedrückt bekommen haben, sind auch durch

Feuilleton.

Ludwig Knaus.

Eine Skizze zum 70. Geburtstage des Meisters, 5. October.

Von Theodor Lamprecht.

Nachdruck verboten.

Bei den germanischen Völkern bildet in noch weit stärkerem Maße, als bei den romanischen, die Familie die Grundlage des ganzen Lebens. Darum darf ein deutscher Künstler, der die Familie als den Gegenstand der Behandlung in unsere neuere Kunst eingeführt, sie anziehend dargestellt und warm verherrlicht hat, seiner Bedeutung und seiner dauernden Geltung in der Erinnerung der Nation sicher sein. Damit ist aber die Stellung Meister Knaus' in ihrer eigentlichen Basis charakterisirt; wenigstens seine nationale Stellung. Denn ein Volk behält einen Künstler nicht als großen Colouristen, Zeichner oder Componisten in der Erinnerung (in welchen Beziehungen allen Knaus hochbedeutend ist), sondern nur um dessen willen, was er seinem bleibenden Besitze an geistigen Gütern hinzufügt. Und unter den Künstlern unserer Zeit, die in diesem Sinne im deutschen Volke fortleben werden, nimmt Knaus einen der obersten Plätze ein.

Heute ist uns die deutsche Familie ein wohlbetretener und geläufiger Stoff der Kunst. Nach Knaus haben Defregger, Vautier, Bokelmann, Brütt und viele Andere das deutsche Haus in den verschiedensten Gauen aufgesucht und uns seine Geschichten erzählt. Aber für Knaus war das Ergreifen dieses Themas eine That. Seine Jugend fiel in die Blüthezeit der Romantik, die sich ihre Stoffe im Unirdischen, Mystischen, im Traume suchte; der junge Knaus aber hielt schon als Schüler der damals so hochberühmten Düsseldorfer Akademie sein Augenmerk unverwandt auf die reiche Wirklichkeit des Lebens gerichtet. So mußte er es erleben, daß der Akademie-Director Schadow, der strenge Parteihalter der romantischen Richtung, ihm ein Stipendium versagte, weil es nur begabten Schülern verliehen werden könne. Knaus aber, der realistisch Veranlagte, galt eben darum schon dem Gestrengen als unbegabt. Da machte der Schüler kurzen Proceß, verließ die Akademie und ging seinen eigenen Weg. Der führte ihn ins hessische Dorf Dillingshausen, wo er Land und Leute getreulich nach der Natur studirte und das Motiv zu seinem ersten Bilde „Tanz unter der Linde" fand. Und gleich dies erste und das nachfolgende Bild „Ein Leichenbegängniß" machten ihn mit einem Schlage bekannt, ja gefeiert.

Denn da war ein frisches Leben, eine Fülle der Erfindung, eine Klarheit im Vortrage und ein Verständniß für den Gegenstand, zugleich aber auch ein malerisches und zeichnerisches Können, wie man es in Deutschland überhaupt selten kannte, vollends aber auf die gering geschätzte Gattung des Genrebildes noch nie verwandt gesehen hatte.

Dieser frohherzige und scharfblickende Beobachter des Bauernlebens hatte süddeutsches Blut in sich. Schwäbisch-Gmünd war seines Vaters Geburtsort; Ludwig Knaus selbst aber hatte im heiteren Wiesbaden das Licht der Welt erblickt, wo der Vater durch Schleifen von Augengläsern mühselig sich und die Seinen ernährte. Im ärmlichen Vaterhause lernte der Knabe die Noth des Lebens zeitig und ausgiebig kennen, aber sein Talent brach sich auch unter den widrigen Verhältnissen durch und es fanden sich denn auch wohlwollende Männer, die der Elemente der Kunst mächtig waren und sie bereitwillig dem jungen Knaus übermittelten. Einer dieser Lehrer kam gerade zu richtiger Zeit, um zu verhindern, daß der Knabe dem gleichen mühseligen Berufe dienstbar gemacht wurde, den der Vater betrieb. Knaus lernte jetzt erst zwei Jahre bei einem Wiesbadener Maler und ging dann nach Düsseldorf, wo er sich schlecht und recht durchschlug. Wie er dann im Zorne von der hochgefeierten Akademie schied, und wie ihm dies zum Glücke ausschlug, wurde bereits erzählt.

Knaus' Künstlerleben bietet keine Gelegenheit zu bewegten Schilderungen. Es ist ruhig, ohne dramatische Conflikte und interessante Episoden, verlaufen. Das bedeutendste Ereigniß darin war des Künstlers Aufenthalt in Paris, den er im Jahre 1852 mit der Absicht, nur kurze Zeit an der Seine zu verweilen, begann, dann aber über volle acht Jahre ausdehnte. Knaus ist in Paris nicht in eines der Ateliers eingetreten, in denen damals eine große Zahl deutscher Künstler studirte. Dennoch hat auch er während seiner Pariser Jahre von den französischen Meistern gelernt. Er verdankt ihnen vor Allem einen großen Fortschritt als Colorist; während seine Erstlingswerke dunkel und schwer in der Farbe waren, gewannen sie jetzt an Leichtigkeit und Feinheit des Colorits, an Harmonie des Gesammttons, an Reichthum des Details. Aber ganz ungestraft hat auch dieser deutsche Künstler die welsche Luft nicht geathmet; in Paris hat er sich jene Neigung zu überfühlicher Anmuth angewöhnt, die seitdem oft genug in seinen Werken auftritt und ganz besonders in der Schilderung mancher seiner Frauengestalten um so mehr auffällt, als die bäuerliche Umgebung und Handlung die forcirte Grazie dieser Figuren doppelt empfindlich bemerken läßt. Bei den Franzosen selbst freilich schadete ihm dieser Zug keineswegs. Vielmehr geschah, als er im Jahre 1863 seinen „Morgen nach der Kirmes" im Salon ausstellte, das Unerhörte, daß das Werk eines in Paris bis dahin unbekannten Künstlers einer der Hauptanziehungspuncte der ganzen Ausstellung wurde und sofort — außer der Reihe — die zweite goldene Medaille erhielt. Und da an der Seine damals Ruf und Ruhm gemacht wurde, so war Ludwig Knaus damit ein Künstler von Weltruf geworden. Diese Position aber behauptete er nicht nur, sondern verstärkte er sogar durch die weiteren Werke, die er in Paris schuf und ausstellte. Sie zeigen in der That, wie sein Talent und seine Schaffenskraft sich fröhlich ausweiten und im Erfolge wachsen. In zwei Weltberühmt gewordenen Werken erreichte er einen Höhepunct, den er selbst seitdem nie wieder überschritten hat: in der von intimem Reize erfüllten „Taufe", einer urdeutschen Familienfeier von herzlichster Traulichkeit, und in der „Goldenen Hochzeit", die uns das ganze Leben eines Dorfes, gewissermaßen gesammelt, mit dem größten Reichthume zur Anschaulichkeit bringt. Damals sagte Edmund About, in Knaus' Person sei das Talent von ganz Deutschland enthalten. Der Name des Künstlers war auf Aller Lippen, und mit Recht konnte es der genannte Kritiker aussprechen, daß seine Werke dem Sonntagspublicum und dem Freitagspublicum, den Kritikern, den Bourgeois und den Malern gefielen.

Und so ist es geblieben. Er kehrte als ein hochberühmter Mann nach der Heimath zurück, und auch hier begrüßte ihn der allgemeine Beifall. Elemente, die sonst im Kunsturtheile weit auseinander gingen, fanden sich in der Bewunderung seiner Werke zusammen. Die Einen liebten in ihm den Geschichtenerzähler, den geistreichen Mann, die Anderen den scharfen und doch warmherzigen Beobachter, und wieder Andere den feinen Colouristen und genialen Zeichner. Sein Name (später mit dem Menzel's zusammen) wurde der größte, der repräsentative Name der deutschen Kunst; und wenn ein reicher Amerikaner sein Geld in deutscher Kunst anlegen wollte, so suchte er zuerst „einen Knaus" zu erlangen. Dieser ganz außerordentliche Ruhm blieb ihm aber um so sicherer Jahrzehnte lang treu, als seine Schaffenskraft nicht nachließ und er mit schier unerschöpflicher Erfindungsgabe eine große Reihe von Meisterwerken schuf. Er lebte nacheinander in Wiesbaden, Berlin und Düsseldorf. Der Berliner Zeit (1861—66) gehört eine Reihe seiner bekanntesten Werke an; so die äußerst humorvollen „Kartenspielenden Schusterjungen" und die scharf beobachtete Schilderung von „Durchlaucht auf Reisen". Aber in Düsseldorf (1866—74) übertraf er sich dann doch wieder beinahe selbst durch das berühmte „Kinderfest" und durch das tief ernste und ergreifende „Begräbniß auf dem Lande". Und als er dann seit 1874 sich dauernd in Berlin niedergelassen hatte, brachte er noch Werke, wie die köstlichen Darstellungen aus

SLUB
Wir führen Wissen.